

Walter Buchebner (1929-1964) – Zum 60. Todestag

Walter Buchebner war ein Früh- und ein Spätberufener gleichermaßen. Schon im Volksschulalter schreibt er erste Gedichte, wehmütige, romantische, heitere, doch den überwiegenden Teil davon wird er später verbrennen, weil sie seiner Meinung nach keinen literarischen Wert besitzen und dann schreibt er lange, sehr lange gar nichts mehr. Und das, obwohl die Lyrik seine Passion bleibt. Kein einziges Buch kann er zu Lebzeiten veröffentlichen – einzig Gedichte erscheinen in diversen Anthologien und Literaturzeitschriften.

Der am 9. September 1929 im steirischen Mürzzuschlag geborene Buchebner übersiedelt 1948 nach Wien. Im letzten Kriegsjahr war der 16-jährige desertiert, um nicht zum Volkssturm einberufen zu werden.

Seiner Heimat wollte er so bald wie möglich den Rücken kehren. Seine Eltern stellten aber die Bedingung, dass er zuvor die Schule zu beenden hatte.

1948 dann also nach Wien. Er inskribiert an der Universität Wien – Germanistik und Geografie. Und er sendet Gedichte an den, aus der Emigration, nach Österreich zurückgekehrten Dichter Hermann Hakel, Herausgeber der Literaturzeitschrift „Lynkeus“. Ab den frühen 1950er Jahren und noch sehr formstreng, erscheinen erste Gedichte.

Eines Tages werden seine damalige Verlobte und er von Hakel zu einem Literatentreffen eingeladen. Er fragt Buchebner nach dessen Lieblingsdichter *„und als wäre es für ihn das Selbstverständlichste, sagte er: „Válerý“.* Das war mir in meiner fünfjährigen Tätigkeit als lyrischer Geburtshelfer noch nie passiert (...) Und da saß nun dieses steiermärkische Stummerl aus Mürzzuschlag und kannte die von Rilke übertragenen Gedichte“, erinnert sich der kantige Hakel, Jahre später.

Das Schreiben, das Dichten, ist ein Ventil für den introvertierten Buchebner. Gleichzeitig lässt er seinen früheren Zugang zur Poetik hinter sich. Er notiert 1951: *„Um 17 Uhr 15 entschlief ich mich, ab diesem Augenblick mit diesen sentimentalsten Sterbe- und Liebesgedichten Schluß zu machen.“*

Aber sein Plan, tatsächlich von der Literatur, von der Poesie leben zu können, geht nicht auf. Niemals wird das passieren. In seinem Tagebuch notiert er für den 23. Oktober 1951, resignierend: *„Morgen. Geh' wieder zur Arbeit. Ein körperlich schwer*

arbeitender Arbeiter kann nie ein richtiger Dichter werden, weil er kaum Kraft und Zeit dazu hat.“

Chronische Geldsorgen begleiteten ihn sein Leben lang und im Frühjahr 1954 entscheidet er sich schließlich, das Studium abzubrechen. Buchebner sieht keine Perspektive, hielt sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Er schuftet auf der Baustelle, vermittelt als Telegrafist und hilft als Erzieher aus. Die Literatur ruht. Die Zeit fehlt.

1956 findet er seine letzte und liebste Anstellung – er übernimmt die Zweigstelle Landstraße der Wiener Städtischen Büchereien. Es ist die Zeit, wo Buchebner so produktiv wie niemals wieder sein kann. In den Räumen der Bücherei findet er Zeit und Muße, zu schreiben. Er ist nun beeindruckt und beeinflusst von den „jungen Wilden“ der amerikanischen Beat-Generation, von Kerouac, von Burroughs und vor allem von Ginsberg. Buchebners Lyrik wird radikal, sie wird rasend.

1959, er arbeitet gerade an mehreren Projekten, erzählenden Texten, wie dem Roman *Die Soliden* und lyrischen Werken, da diagnostiziert man bei ihm ein schweres Nierenleiden. Eines, das ihn fortan dazu verdammt, starke Medikamente nehmen zu müssen. In den Folgejahren werden die Schmerzen unerträglich. Buchebner lässt sich von seiner Krankheit inspirieren. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch die Lyrik seiner letzten Lebensphase. Resignierend. Wütend. Und als wäre ihm bewusst gewesen, dass es ein Lauf gegen die Zeit werden würde, entstehen in seinen letzten zwei Lebensjahren unzählige Gemälde, Prosaskizzen und Gedichte. Er malt, in raschen Mischtechniken, auf Karton, auf Leinwand, auf Holz. Er schreibt auf lose Zettel, auf die Innenseite von Buchdeckeln, in Notizhefte. In Trance, im Schmerzmittelrausch.

Offizielle Anerkennung wird dem Spätberufenen zuteil, als ihm 1962 der Theodor-Körner-Preis für Lyrik verliehen wird.

Sein größter Traum, bereits als kleines Kind, war es, schreibend und malend in Paris zu leben. Das Sujet des Künstlers in der Millionenmetropole gefällt Buchebner. Den Traum von Paris erfüllt sich der Schwerkranke schließlich. Im Hochsommer 1964 steigt er in den Zug von Wien nach Paris. Zwölf Tage, vom 22. August an, verbringt er in der französischen Hauptstadt. Dort feiert er noch seinen 35. Geburtstag, flaniert über die Champs Elysée.

Am 28. August 1964 notiert er in sein Tagebuch: *„10 Uhr wache ich mit starken Schmerzen auf. Die Schmerzen machen mich verrückt; nun schon fünfeinhalb Jahre*

*... ich versuche zu arbeiten ... es geht nicht mehr. Es geht zu Ende ... wirklich ...
Bereite alles vor, damit ich mich erschießen kann. Sende Tagebücher usw.“*

Walter Buchebner erschießt sich am 4. September 1964. Bereits zum Jahreswechsel 1963/1964 notiert er: „1964 wird mein letztes Jahr!“ – die Schmerzen, die Bnebelung des Morphiums, aber sicherlich auch der persönliche Vorwurf, künstlerisch versagt zu haben, alles Faktoren des frühen, selbstgewählten Todes.

Hermann Hakel meinte einmal, in seiner gewohnt direkten Art, dass Bucheber ein „alpiner Edelanarchist“ gewesen sei „den aktive Poesie, andauernde Onanie, verwilderte Sexualprobleme, kranke Nieren und Narkotika verhinderten, ein Revoluzzer zu werden.“

Revolutionär war Buchebner zwar nicht, jedoch in jedem Fall auf seine Weise Avantgardist, der sich seines lyrischen Talents lange nicht sicher war und der viel zu sehr an diesem zweifelte. „Mein Leben ist der unglückliche Versuch, ein Experiment zu überstehen“, schreibt er auf einen Notizzettel. Das Experiment mit dem Leben scheitert schließlich. Das Experiment mit der Sprache hingegen gelingt ihm ein ums andere Mal.

Die Tagebücher, ab 1946 geführt, existieren heute nur noch in Fragmenten. Der Großteil, zensiert, geschwärzt, herausgerissen oder verbrannt von Buchebners bigotter Mutter, die den Lebensweg des Sohnes ohnehin niemals verstehen konnte.

Alois Vogel ist es zu verdanken, dass das lyrische Werk Walter Buchebners postum eine kurze Renaissance erfahren darf. Er fungierte als Herausgeber der beiden Gedichtbände *zeit aus zellulose* (1969) und *die weiße wildnis* (1974). Zuletzt war es Daniela Strigl, die für die **edition atelier** mit *ich die eule von wien* (2011) eine schöne Werkauswahl zusammentrug.

Hinterlassen hat er der Nachwelt vor allem sein lyrisches Werk, das immer wieder neu zu entdecken ist.

Clemens Ottawa